Ich bin hinauf, hinab gezogen

Autor(en): **Fontane, Theodor**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 33

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642705

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 33 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 14. August 1937

Ich bin hinauf, hinab gezogen

Von Theodor Fontane

Ich bin hinauf, hinab gezogen,
Und suchte Glück und sucht es weit,
Es hat mein Suchen mich betrogen,
Und was ich fand, war Einsamkeit.

Ich hörte, wie das Leben lärmte,
Ich sah sein tausendfarbig Licht,
Es war kein Licht, das mich erwärmte,
Ein echtes Leben war es nicht.

Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell und alter Lieb,
Und von mir ab fiel das Verlangen,
Das einst mich in die Ferne trieb.

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was sich, umwerbend, ihr gesellt;
Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
Die sind das Glück und sind die Welt.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 4

Beinahe hätte Landsiedel das Hospiz überlaufen, das gerade so grau wie der Nebel an der Straße stand, rechtshin die verwitterte Kapelle mit der kleinen Glocke im Turmansatz, linkshin mit engen, niedrigen Fenstern das bescheidene Gasthaus, das den Namen Hospiz nur noch führte, weil der Wirt verpflichtet war, arme Reisende auf Kosten des Klosters Disentis zu verpflegen.

Als Landsiedel, schier auf die Knochen durchnäßt, in die Stube trat, deren Schmuck ein paar bunte Bilder aus der Legende der heiligen Genoveva waren, kniete ein schmales Geschöpf vor dem breiten Speicksteinofen und schürte das Feuer. Ein Duft kochender Speisen drang verführerisch aus der Küche herüber.

Er fragte das Mädchen, ob sie Gäste erwarte.

„Am Mittag kreuzen hier die Posten. Sie haben eine halbe Stunde Aufenthalt. Es ist möglich, daß ein paar Leute kommen — speisen Sie mit?" Geschäftsmäßig nannte sie die Tischgänge.

Das Wasser lief ihm im Mund zusammen; seine kleine Barschaft gestattete ihm aber die Aufwendung nicht; er bestellte sich Suppe und Brot und konnte sich sättigen. Am Ofen sitzend trocknete er die Kleider und hatte nur den einen Gedanken: „Weiter — weiter!"

Draußen aber trommelte der Regen mit leisem Singsang und stand der Nebel dicht und schwer wie eine Mauer.

So mochte eine Stunde vergangen sein. Da verrieten Peitschenknall und verworrene Stimmen die Ankunft der Postwagen. Vermummte Reisende traten in die Stube, vier, fünf Gebirgler, die Handel und Wandel über den Lukmanier führen mochte, und ein altes Paar, das nach den schwarzen Kleidern zu schließen entweder zu einer Beerdigung reiste oder davon kam.

Schon war das Essen aufgetragen. Da rollte noch ein Einspänner vor dem Hospiz, und daraus stieg ein deutsches Pärchen, sogar engere Landsleute Heinrichs — Schwaben!

Als sie die Mäntel ablegten, fand er Gelegenheit, gegen sie gefällig zu sein und kam mit ihnen ins Gespräch. Der junge Mann, dem Gehaben nach Förster oder Jäger, verriet in seinem Wesen etwas Aufgeregtes und Mürrisches; das Zusammentreffen mit dem Landsmann schien ihm gleichgiltig oder sogar unangenehm zu sein. Die blutjunge Frau aber, die wie ein Sonnenstrahl in den nüchternen Raum getreten war, bezeugte eine lebhafte Freude, in dem fremden Gebirg jemand aus der Heimat zu begegnen. Sie gab sich als Försterstochter aus dem Schwarzwald zu erkennen. Nun wußte Heinrich auch, warum sie ihm so wohl gefiel. Von ihr schien die Frische und der Duft der schwäbischen Waldheimat auszuströmen, etwas wie Morgen im Forst, wie träumerisches Blühen im Jungschlag der Tannen.

„Tilla, die Suppe!" mahnte der Gatte.

Sie war ihm ein paar Augenblicke gehorsam; dann wandte sie sich wieder Heinrich zu.

„So iß doch, Tilla", raunte ihr der Mann zu mit nervösem Zucken im Gesicht.

Sie aber sagte mit bittendem Lachen: „Nachdem ich so viel italienisch radegebrochen habe, gönn's mir doch, daß ich mit dem Landsmann wieder den schwäbischen Schnabel wetze."